

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 2 (1912)

**Heft:** 34

**Artikel:** Ernst Zahn : Autobiographie

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-640201>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochendchronik“  
• • Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern • •

24. August

## □ □ Genügsamkeit. □ □

Ein wenig Sonne hüpft über die Diele,  
Ein wenig Sonne nach Regen und Nacht.  
Glimmet ihr Funken! Ich brauche nicht viele,  
Daß ihr die Seele mir heiter macht.

Ein kleines Lachen im laubigen Gange!  
Zwischen den Rosen versteckt sich mein Kind.  
Läute du Stimmlein! Es dauert nicht lange,  
Bis mir die Augen voll Frohsinn sind.

Jugend will Jauchzen und Jugend will Flammen,  
Aber das Alter bescheidet sich fein.  
Lohende Seuer, sie sinken zusammen,  
Brennende Wünsche, die schlafen ein.

Und ob ich einstmals nach unzähligen  
Höhen und Weiten Verlangen auch trug,

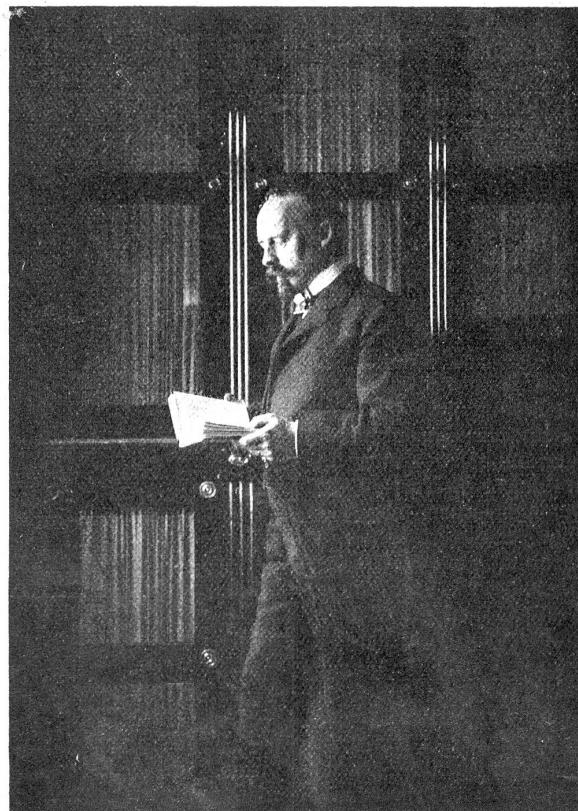
Nun ist ein klein wenig Leuchten und Lachen  
Mir schon des Glücks genug.

Ernst Zahn.

## Ernst Zahn. Autobiographie.

„Ich bin geboren zu Zürich am 24. Januar 1867. Mein Vater war Pächter des Café littéraire, eines bekannten Kaffeehauses, wo unter andern Korophysen auch Gottfried Keller verkehrte. In dem alten Hause an der Storchengasse bin ich geboren. Mein Vater, der aus Arzberg in Bayern stammte, hatte früh seinen Weg sich selbst zu suchen und wählte den mit Unrecht soviel angefochtenen Kellnerberuf. Meine Mutter war die Tochter eines aus Neutlingen nach der Schweiz gekommenen Mannes, der sich als Mebger zu Zürich Ansehen und Vermögen erworben, eines zugleich hartstimmigen und gütigen, gegen die Seinen ebenso strengen als liebtreichen, um ihr Wohl besorgten Menschen. Meine Mutter soll eine schöne, vielumworbbene Jungfrau gewesen sein! Ich, ihr Sohn, will es gern glauben; denn die hohe, stattliche Jungfrau mit den strengen, blaßten Zügen, mit dem nun grau gewordenen Haar ist noch mein Stolz, ist mir noch die schönste, umverbenswerteste Frau, die ich kenne neben jener, die ich mir zur lieben Weggefährtin warb.

Als mein Vater das kaum sehr einträgliche Café littéraire aufgab, um ein anderes Geschäft, das Gesellschaftshaus zum Bauergarten in Zürich, zu übernehmen, zählte man mein Alter erst nach



Ernst Zahn.

Monaten. Um von meinen ersten Lebensjahren erzählen zu können, müßte ich mich aufs Hörensagen verlassen, und selbst da wäre recht wenig zu erhorchen, denn der dicke, gesunde Kopf mag sich wenig genug von der großen Menge anderer Kinder unterschieden haben. Vom „Bauergarten“ verzogen meine Eltern ein paar Jahre später nach Siders im Kanton Wallis, wo sie einen Gasthof übernommen hatten. Hier verlebte ich sorglose Jahre, die jetzt, verklärt von jenem Licht, das stets über den Gefilden der Vergangenheit liegt, mir wie eine Märchenzeit erscheinen wollen. Im Jahre 1880 übernahm mein Vater die Bahnhofrestauratur in Göschnen. Als das Geschäft eröffnet wurde, begann auch für mich eine geschäftige Zeit. Mein Vater nahm mich, der ich in der Schule wenig Eifer gezeigt hatte, in strenge Zucht, und in meinem neuen Wirkungskreise fand ich auch viel und jederlei Arbeit. Das Versemachen, das ich schon früh geübt hatte, aber ließ ich auch jetzt nicht, ein neues Motiv drängte mich im Gegenteil dazu: das Einsamkeitsgefühl, das mich häufig angesichts meiner neuen Umgebung bestieß. Da eröffneten mir die Eltern, daß sie eine weitere Schulung für mich für unerlässlich hielten, und brachten mich nach dem damals berühmten,

von Schülern aus allen Weltgegenden besuchten Institut Breidenstein in Grenchen.

Möge es gewesen sein, daß eine bessere Kraft sich in mir regte, mag es sein, daß die neuen Lehrer mir mehr Liebe und Verständnis entgegenbrachten — meine anderthalbjährige



Der Vater des Dichters (Gest. im Februar 1912).

Schulzeit in Grenchen war eine ungemein erfolgreiche und erfreuliche, war eine der schönsten Früsten meines Lebens. Hinauf in die Berge reisten die besten Zeugnisse, und wenn ich zu den Ferien nach Hause kam, lag keine Wolke des Misstrauens und der Unzufriedenheit mehr über den Stirnen der Eltern, dann war es ein herrliches Heimkehren und ein herrliches Zuhausewesen, um so mehr, als auch das Geschäft des Vaters sich in erfreulichster Weise entwickelte. Auch im Institut, wie seinerzeit im Gymnasium, war mir die Literaturstunde die liebste, und unter meinen Aufsätzen ist keiner, der nicht sein „sehr gut“ trüge. Auch Verse entstanden noch. Als ich dann meine Lehre als Kellner im Hotel Beau Rivage in Genf absolviert, eine Stelle als Hotelsekretär in Genua bekleidet und zur Erlernung der englischen Sprache mich eine zeitlang in Hastings aufgehalten hatte, nahm mich mein Vater ins Geschäft. Ich aber tat verdrossen meine Pflicht und machte in meinen Mußestunden dem Misstrauens, der inneren Unbefriedigung in schwülstigen Versen Luft. Da wählte mich, als ich zwanzig Jahre alt war, die Gemeindeversammlung von Göschenen zum Gemeinderat. So klein die Ablenkung war, so war sie sicher wohltätig; ich begann mich mit Eifer in die eng begrenzte Politik der Berggemeinde einzuleben. Ich saß mit meinen Bauern in enger, dumpfer Stube beisammen, maß mich mit ihnen in künstlosem Redegefecht und fing an, auf die Würde meines Dorfmagnatentums mir etwas einzubilden. Im ersten Jahre meiner Amtsperiode wurde auf dem Dorffriedhof das hübsche Denkmal für den Erbauer des Gotthardtunnels Favre und die während der Bauzeit verunglückten Arbeiter eingeweiht. Dem festlichen Akt wohnten Vertreter der Urner Regierung und der Gotthardbahn bei. Bei der Enthüllungsfeier auf dem Friedhof trug ich ein Gedicht vor, „An die gefallenen Arbeiter“ betitelt. Einer der Vertreter der Gotthardbahn, der bekannte Historiker Archivar Dr. Wanner, ließ das Gedicht nachher im „Luzerner Tagblatt“ erscheinen, und widmete seinem Verfasser in derselben Zeitung ein paar freundliche Worte. Da begann eine bessere Zeit. Langsam, langsam sank es wie ein Schleier von meinen Augen, und ich sah meine neue Heimat an, sah, daß sie schön war

und groß und voller Wunder. Ihren Wundern lernte ich nachgehen in Jahren und Jahren. Meine Hände wurden regsam und so mein Geist; in mein Arbeiten, das mehr physische im Geschäft sowohl als das andere, noch heimliche und schne, kam Lust und Freude. Die Gedichte, die nun entstanden, fanden — obwohl sie keineswegs einwandfrei waren — jeden Weg in irgend eine Zeitung, das „Luzerner Tagblatt“ brachte in seiner Unterhaltungsbeilage sogar zwei Novellen zum Abdruck, von denen eine aufrichtige Freundin behauptete, daß sie „würdiges Wurstpapier“ abgäben. Im Jahre 1892 stand in einer Familienzeitung ein Preisausschreiben. Welches Eldorado für schriftstellernde Dilettanten! Ich bin den Weg dahin auch gegangen. Und ich eroberte mir mit meiner Novelle „Kämpfe“ einen Preis. Die Gefühle zu schildern, mit denen ich mein erstes Honorar entgegennahm, vermag ich nicht mehr, ich bin nicht mehr jung, nicht mehr warmblütig genug dazu. Damals mag mir — so wenig Ursache dazu war — der Kopf in den Nacken geschnellt sein. Ich glaubte etwas zu sein und hatte den Kopf voll großer Pläne und das Herz voll wilder Arbeitsfreude. Meine Eltern, die bisher meine poetischen Versuche nur ungern gesehen, sie als eine unnütze Ablenkung von ernsterer Arbeit, wohl gar als schädlich und töricht verurteilt hatten, nahmen meinen ersten kleinen Erfolg in verschiedener Weise auf. Mein Vater, der von seinem Sohne ganz andere Tüchtigkeitsbeweise erwartete und mit Recht erwarten durfte, hatte für mich kein Wort des Lobes, ging über den Vorfall hinweg, als ob nichts geschehen sei. Über das ernste, stille Gesicht der Mutter huschte ein Lächeln wie flüchtiger Sonnenschein, und in dem Lächeln lag ein ganz klein wenig Stolz; ist doch der Mutterstolz dasjenige Gefühl, dem auch die klarste und strengste Frau am ehesten Durchbruch gewährt.

anno 1893 erschien mein erstes Buch, eben diese „Kämpfe“. Es brachte mir kein Honorar; der Wunsch, ein Buch meinen Namen tragen zu sehen, ließ mich vergessen, daß es Dinge wie Verlagsverträge gibt; die Kritik hat ja auch das Buch nach Gebühr und sicherlich mit Recht zerzaust. Aber ich durfte dieses mein erstes Buch meiner lieben kleinen Braut als Hoch-



Die Mutter des Dichters.

zeitsgabe geben. Es erschien im Herbst. Im Mai vorher hatte ich mich mit Fräulein Lina Fäh aus Zürich verlobt.

Im Oktober desselben Jahres führte ich meine junge Frau heim. Wir reisten nach München, Tirol, Italien, und als wir schon zu Winteranfang heimkehrten in die Berge, hatten die Eltern ein traulich Nest uns gerichtet. Meine Eltern hatten schon ein Jahr früher in Zürich sich ein Haus

erworben und bewohnten dies, während ich mit meiner jungen Frau nun die alten, vertrauten Räume im Bahnhof Götschenen bezog. Noch im selben Jahre nahm mich mein Vater als Teilhaber ins Geschäft auf. Vier Jahre lang führten wir es gemeinsam, bis meine Eltern 1897 sich gänzlich zurückzogen und die alte Firma auf meinen Namen abgeändert wurde. Die Lasten, die auf meinen Schultern ruhen, sind gewachsen, denn meine kleine Frau hat, seit fünf Kinderlein uns ins Nest gekrochen sind, der Pflichten so viele, daß sie nicht noch von denen ihres Mannes sich herüberholen kann; so bleibt mir wenig Zeit, jenem Triebe zu folgen, der mit mir groß geworden ist, von dem, was in mir lebt, mich auszusprechen.

Meinen Kindern zuliebe habe ich seitab vom Lärm und der Unruhe des Bahnhofs ein kleines Haus gebaut. Es liegt am Westende des Dorfes am Weg in die Götscheneralp auf einer sonnigen Matte; der Dammagletscher leuchtet auf mein

kleines Eigen herab. Dort haust meine liebe Frau mit den Kindern, während ich den Großteil des Tages, im Frühling, Sommer und Herbst auch des Nachts, an das Bahnhofgebäude gebunden bin.

Zwischen den Geschäftsstunden liegen schmale, enge Fristen, sie schrumpfen ein und wachsen wieder, je nach dem Verkehr, der durch den Gotthard treibt. Sie darf ich nützen, wenn mir die Muse günstig ist. Wo sie zu klein werden, muß eine Nachtstunde aushelfen.

In der totenstillen Winterzeit kommen auch die Abende wieder, da ich mit dem einzigen Kameraden, den ich hier oben habe, mit meiner Frau, über einem schönen Buche zusammenziehe, da wir uns vorlesen, was die bevorzugten Kinder der Städte in prunkvoller Ausstattung auf ihren Bühnen vorgespielt bekommen.

Doch es ist jetzt genug von mir geredet, da soviel Höheres und Schöneres zu preisen bleibt —".

## □ □ Ernst Zahn. □ □

### Seine Dichtungen.

Vor zwanzig Jahren ist dem Schweizerland am Gotthard droben ein Dichterstern aufgegangen. Es war zuerst ein bescheidenes Lichtlein, ein Sternlein dritten und vierten Ranges. Doch es war ein wirklicher Stern, kein Meteor, das den Himmel durchschnitt und den Aufzehr brachte in die Stille der Nacht, um ruhlos, wie schadlos zu vergehen; kein glänzender Komet, der majestätisch aufstieg, um für ein kurzes Erdenjahr bloß die Sternenwelt zu regieren. Ernst Zahns Dichterstern leuchtet jetzt noch und leuchtet mit der Kraft und dem ruhigen Glanze eines Sternes — sagen wir zweiter Größe, um nicht in Superlativen reden zu müssen und um dem Gefühl des Unvollendetseins Rechnung zu tragen, dem der Dichter selbst in erkennnisstarker Bescheidenheit da und dort Ausdruck gibt. Jahr um Jahr hat dieser Stern an Leuchtkraft und Lichtfülle zugemommen; was kann uns hindern zu glauben, daß er sich noch zu der Größe und Reinheit auswölle, wie sie den Sternen erster Größe eignen? Doch lassen wir das Klassifizieren und Mutmaßen. Wir haben Tatsachenmaterial genug in den Händen, um zu praktischen Schlüssen und Resultaten zu kommen.

Da sind zunächst die zwanzig Bücher, die der Dichter geschrieben hat. Seit dem Jahre, da sein erstes Buch erschienen ist, seit 1903, ist kein Jahr fruchtlos geblieben, jedes hat uns ein Zahn-Buch geschenkt\*). Wir sind an die Promptheit, mit der regelmäßig auf dem Weihnachtstisch ein „neuer Zahn“ erscheint, so gewöhnt, daß wir erst erstaunten, wenn das Ereignis ausbliebe. Man hat Zahn Bielschreiberei vorgeworfen und ihm damit entschieden Unrecht getan. Es darf kein Kritiker und der Laie erst nicht, einem Künstler das Tempo seines Schaffens verdächtigen, solange er seine Sache recht macht; weder das schnelle, noch das langsame. Immerhin

ist das zu sagen: Wenn ein Dichter uns Jahr für Jahr Gutes schenkt, Neißeres sogar, warum sollten wir ihn nicht höher einschätzen als den gleich oder höher begabten unproduktiven?

Uebrigens spricht der Erfolg für den Dichter, der Erfolg, gemessen an der Zahl der Auflagen und am Urteil der Fachkritik. Wenn sein zweitältester Roman „Einsamkeit“ die 35. Auflage erreicht hat und sein letzter, „Die Frauen von Tannö“ gleich mit einem vollen Zehntausend in die Welt rücken darf, (ich habe das Vorleseblatt und das Titelblatt der „Frauen von Tannö“ vor mir), wenn die Kritik (es sind mir eine Anzahl Besprechungen der beiden Werke in Erinnerung) diese Tatsache unbeanstandet läßt, im Gegenteil sie recht findet, so darf der Dichter sich zweifellos daraus das Recht auf sein „Neuestes“ schöpfen.

Wir haben also seine Bücher als Belege für des Dichters Art und Ziele. Wir besitzen aber auch schon ausführliche und tiefgehende Darstellungen seiner Kunst, die uns erübrigen, den ganzen Weinberg des Zahn'schen Dichterwerkes nach den verborgenen poetischen Schätzen umzugraben. Es hat im „Literarischen Echo“ (8. Jahrgang, Heft 8) August Friedrich Krause und in der „Deutschen Rundschau“ (1907, Bd. 81) kein geringerer als Erich Schmidt diese Arbeit beorgt. Und endlich — es mag noch andere, mir nicht bekannte Darstellungen geben — hat ein bekannter Schweizer Literarhistoriker, E. Jenny, in seinem Buche „Alpendichtung der deutschen Schweiz“ und neuerdings in seiner „Literaturgeschichte“ Treffliches über den Dichter Zahn geschrieben. So möchte meine Arbeit schier als überflüssig erscheinen; glücklicherweise — habe ich mir doch schon selbst die Rechtfertigung meines Schreibens aufgebunden — liegen diese Arbeiten vor den fünf letzten Büchern Zahns, den drei Romanen „Lucas Hochsträfers Haus“, „Einsamkeit“ und „Die Frauen von Tannö“, dem Novellenbuch „Die da kommen und gehen“ und dem Bande „Gedichte“. So bleibt mir die Möglichkeit Neues zu sagen neben dem selbstverständlichen Recht, den Besern der „Berner Woche“ Zahns Dichterweise zu schildern.

Der 26jährige junge Ehemann, Geschäftsteilhaber und Dichter schrieb Verse („In den Wind“ 1894), die man lesen und füglich wieder vergessen darf. Zahn ist kein geborner Lyriker. Auch sein zweites Gedichtbuch („Gedichte“ 1900) läßt uns hierüber keine Zweifel. Die zarten Saiten, die ein Windhauch, ein Sonnenflimmchen, ein Kindeslächeln zum vollen Tönen bringt, sie fehlen seiner Harfe. Da ist zu viel heiliger Ernst, zu viel Gedankenschwere, zu viel Herbe im Ausdruck. Doch darf das nicht unbedingt als Vorwurf gelten;

\*) „Kämpfe“, Verlag Th. Schröter, Zürich 1893. „In den Wind“ (Gedichte) bei H. Keller, Luzern 1894. „Echo“ (Gedichte) bei H. Keller, Luzern 1895. „Vergelt“, bei Schröter, Zürich 1896. „Neue Bergnovellen“, bei Huber & Cie., Frauenfeld 1897. „Erni Behaun“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1898. „Sabine Rennertin“ (Drama), Huber & Cie., Frauenfeld 1899. „Herrgottssäden“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1899. „Menschen“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1900. „Albin Zübergang“, Huber & Cie., Frauenfeld 1901. „Der Zödelbus und Anderes“, Huber & Cie., Frauenfeld 1902. „Schattenhalb“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1903. „Die Clari-Marie“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1904. „Helden des Alltags“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1905. „Firnwind“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1906. „Lucas Hochsträfers Haus“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1907. „Die da kommen und gehen“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1908. „Einsamkeit“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1909. „Gedichte“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1910. „Die Frauen von Tannö“, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1911.